



Wie das leuchtet! Die Schwebebahn hoch über der Wupper, unterwegs in die Zukunft, wohin sonst

# Das neue Berlin heißt Wuppertal

Hört sich abstrus an, ist aber wahr: Die Industriestadt wird zum Kraftzentrum der Künste VON HANNO RAUTERBERG

Um gleich mal mit Tuffi zu beginnen. Mit Tuffi, der Indischen Elefantankuh, ohne die keine richtige Wuppertal-Geschichte auskommt. Tuffi also fuhr mit der weltberühmten Schwebebahn, gut 70 Jahre ist er her. Geriet in Panik, durchbrach die Seitenwand des Waggons und sprang hinaus, stürzte zehn Meter in die Tiefe, hinab in den Fluss. Seither ist Tuffi, der Elefant, so etwas wie ein Wappentier, Symbol einer erstaunlichen Stadt. Einmalig, weil hier Züge nicht auf, sondern unter den Gleisen fahren. Und fliegende Elefanten selbst die gewagtesten Sprünge überleben. Wuppertal, die Unwahrscheinliche.

Neuerdings erzählt man sich sogar – und das klingt nun wirklich unwahrscheinlich –, dass hier, entlang der gerade stromschnelldahinrauschenden Wupper, ein neues Kraftzentrum der Künste heranzwächst, frischer, stärker, auf jeden Fall überraschender als Frankfurt, Köln oder München. Manche sagen: Wuppertal, hey, das ist das neue Berlin.

Einer, der wissen sollte, ob das stimmt: Christian Boros, Bunker-Boros, wie einige ihn nennen. Zusammen mit seiner Frau hat er in Berlin in dieser monströsen Luftschutz-Betonkisten der Nazi-Zeit bezogen, obendrauf haben sie ihr Penthouse, innen drin, eingebunkert, ihre Kunstsammlung. »Wäre ich noch mal 20«, sagt Boros gleich, »ich würde sofort nach Wuppertal ziehen.« Dann schwärmt er auf eine Weise, wie die Leute damals, vor 30 Jahren, von Berlin schwärzten. Wuppertal, so herrlich unvollender. Stadt der schroffen, unerwarteten Gegensätze. Der Brachen und Leerstellen. Ein riesiger Möglichkeitenraum.

Aber doch ein wenig abgelegen, oder? Ach was, sagt Boros, der in Wuppertal studiert hat und dort noch eine Filiale seiner Werbeagentur betreibt. Nichts sei hier abgelegen, nur 20 Minuten sind's mit der Bahn nach Düsseldorf, gut 30 Minuten nach Köln oder Essen. »Wuppertal ist das Herzstück einer Megaregion, so müssen Sie das sehen.« Und deshalb schlägt er kurzatmend vor, die Städte rundum einzugemeinden, auch Dortmund, Hagen, Duisburg, spätestens dann nämlich wäre Wuppertal die Weltstadt, die es doch eigentlich längst ist. Ja, Boros freut sich an der eigenen Oberbetriebl. Und, nein, er selbst plane gerade keinen Umzug. Man habe ihn in Wuppertal zwar einen eigenen Bunker angebunden. Moment, genau genommen seien es zwei gewesen. »Doch ich habe, sagt Boros, »keinen Hang zum Zweiteibener.«

Es ist ja auch nicht unbedingt so, dass einem die Stadt gleich auf den ersten Blick besonders schön vorkommt. Sie ist zerstückelt, flüchtig wie das Berlin der Nachwendjahre, aber auf eine andere, eher blerlene Weise. Wie so ziemlich alle Städte des deutschen Westens hat auch Wuppertal bis vor Kurzem dem Herie- und Karstadt-Glück ver-

schrieben, stolz war man auf große und immer größere Zubringerstraßen, auf eine Brachialmoderne der Maßlosigkeit, Häuser, die heute mehr oder weniger verlassen in der Gegend herumstehen und bevorzugt von Billigheimern besiedelt werden. In Wuppertal besonders beliebt: Nagelstulps. Und: Restrostentopfs für Chips und Schokolade. Man muss schon eine Menge Entdeckerkraft mitbringen, um das auflegend zu finden. Besser noch, man ist ein Künstler wie Samuel Treindl.

Von der City sind es nur drei, vier Stationen mit der Schwebebahn, schon stehen man vor Treindls Ruine, dem Hintaus einer längst verschwundenen Fabrik, steigt hinauf zu der Erage, wo er einen Herd hat, eine Dusche, einen Ofen, der vergeblich gegen die Kälte ankämpft – und wo Treindl trotzdem gleich mal das Fenster aufreißt und hinaussteigt. Denn: Hier gibt es eine Feuertrappe. »Eine Feuertrappe wie in Brooklyn«, sagt Treindl, 43. Und strahlt, auf dem Kopf eine dicke Mütze, als könne er sein Glück noch einmal nicht fassen.

Sein Vater, ein schwäbischer Zimmermann vom Dorf, hatte ihn gleich gewarnt: »Mach das nicht, hat er gesagt. Aber ich war einfach vernarrt.« Das Haus besaß keine Fenster, keinen Dachstuhl, selbst für

Freunde in Berlin voller Neid auf das schauen, was sich gerade in Wuppertal tut. Auf die vielen ungewöhnlichen Orte der Stadt, die wahrhaftigen Treppen (495 soll es sein), die steilen Berggänge, die ihre Stelzenarchitektur der Schwebebahn, die ihre spinnwebhaften Stahlbeine nutzlos in die Lüftmauern der Wupper senkt und selbst wie ein Künstlertraum aussieht. In der schwer verschuldenen Stadt gibt es keine Kreativquartiere, auch das gefällt Treindl, der nebenher noch ein Atelier für reine Möbelskulpturen in Münster hat. Keine Biergärten, die mit hippen Künstlern für ihr Image werben. »Man ist hier nicht im Fokus, zum Glück. Man muss sich nicht beweisen.« Einfach vor sich hin werken, das reicht in Wuppertal. »Und dann natürlich der Wald, schon toll.«

Der Wald, der sich von den Hängen hinab ins Tal drängt und, wie seltsam, die Stadt keineswegs idyllisch übergrünt aussuchen lässt. Eher ist es so, dass der Wald sie verärrstet und den Eindruck verstärkt, in Wuppertal werde das Unwahrscheinliche wahrscheinlich. Hier, im schluchtigen Tal, drängen die Gegensätze hart aufeinander. Technik und Natur, die Straßen der Reichen und die der Elenden, viele, sehr viele Jugendstilbauten,

Philine – »bitte, der Vorname reicht, wir sind ja nicht aufm Amte –«, Philine, 32, ist eine Sammlerin, sie liebt es glitzernd und neonbunt, insbesondere Dinge aus Kunststoff, diese kleinen Sternchen zum Beispiel, die man abschrauben muss, um eine neue Elmes-Tüte, zu öffnen. Ebenso verborgene Tennisschläger oder Pflanzenscheiben und überhaupt alles, was sonst niemand sieht und besitzen will, verwarf sie in ihrem wohlsortierten Diegaler. Wer für eine Theater- oder Filmproduktion ein paar ausgefallene Requisiten braucht: anknöpfen bei Philine!

»Ich bin gut im Wüdtigen«, sagt sie und schaut durch ihre kreisrunden Brillengläser, als sei sie die ewig wissbegierige Laborantin, die es allzu leicht in unbekannte Sphären davonträgt. Wirklich, sie bastelt sich ihre Miniwelten, Aquarien in der Bürolümmelschachtel, Mondraketen aus Klopapierrollen, und findet, das genau das, die Bastellei, endlich zu einem positiv besetzten Kunstbegriff werden muss.

Ist das nicht ein bisschen eng, ihre Kunst, diese Stadt?

»Überhaupt nicht«, sagt sie entschieden, ihre Locken fliegen. »In meinem Kopf ist es abenteuerlicher genug.« Und außerdem, Wuppertal sei ja groß,

## Wo gibt es das sonst, so viel Leerstand, so billige Mieten? So großen Freiraum?

Wuppertal, wo es eigens eine städtische Abteilung für Schrot- und Problemimmobilien gibt, ein echter Härtefall. Doch die Feuertrappe, die ihn an New York erinnert, an die glücklichen Wochen dort während seines Kunststudiums, und klar, auch die Vorstellung, aus dieser Ruine einen anziehenden Ort zu machen, für Konzerte, Ausstellungen, gemeinsame Arbeit an der Kunst, das alles stieß ihn dazu, das Haus für wenig Geld zu kaufen. »Wir müssen es mit dem Bagger erst einmal freiräumen, all der Schutt und Schrotts, sagt Treindl. Gerade rauscht vor dem Fenster die Schwebebahn vorbei.«

In kaum einer anderen deutschen Stadt gibt es so viele aufgelassene Gewerbe- und Kleinfirmen. Wuppertal, das war das Untertal der industriellen Revolution in Deutschland – (der Philosoph Bazon Brock). Man könnte auch sagen: ein Quellort frühkapitalistischer Energien. Hier, an den Ufern der Wupper, ließen sich Färb- und Farbfabrikanten nieder. Weber, Knoopfischer, Werkzeugmacher. Hier erlangt der Kaufmann Friedrich Bayer das Schmerzmittel Aspirin, auch das Heroin wurde in Wuppertal entwickelt. Und neben unermäßigem Reichtum, den schönsten klassizistischen Villen entstanden bereits Mitte des 19. Jahrhunderts eine Arbeiterkultur, an die noch heute ein riesiges Friedrich-Engels-Denkmal erinnert, gestiftet von den Genossen in Peking, der Volksrepublik China, um den in Wuppertal geborenen Weltreder zu ehren.

»Ein Traum ist das«, sagt Treindl in seiner grob hergerichteten Bleibe und erzählt davon, dass seine

daneben Leerstand, bröckelnde Fabriken. Abriss. Eben noch durchwandert man einen der schönsten Skulpturengärten überhaupt, eingerichtet vom Bildhauer Tony Cragg hoch oben über der Stadt, ein dicht bewaldetes Gelände namens Waldfrieden, 14 Hektar groß, Anthroposophen-ville inklusive; dann, auf dem Weg zum Bahnhof, die Treppen hinauf, steht man abrupt vor verwästen Einkaufszentren, mit seinen Cafés und Snekzettegen, vom Regen ordentlich aufgedunsen.

»Eine große kleine, eine kleine große Stadt ist das, stetig wachsend, mit 355.000 Menschen und einer Kulturszene, die immerhin so groß und eingewachsen ist, dass es erste Kunstbewegungen gibt. Im Ob-berg-Viertel mit seinen Cafés und Snekzettegen sagen nun manche, kann man es jetzt echt nicht mehr aushalten, zu viel Chessekaké und Craft-Beer, zu viel Pop-up-dies, Pop-up-das. Außerdem die Mieten! Plötzlich zählt man mehr als fünf, sechs Euro den Quadratmeter. Also ziehen sie um, dorthin, wo es ein wenig ungesüßelter ist. Richtung Untertal, wo Philine Halenbach ihr Quartier hat und man nicht genau weiß, ob sie mehr in der Kunst oder die Kunst mehr in ihr wohnt.«

Nein, Berlin, das sagt sie gleich zu Beginn, Berlin komme für sie nicht infrage. Sie wuchs in Wuppertal auf und ist hier, was auch sonst, immer schon aufgefallen. »Ich bin ja ein expressiver Mensch.« Doch sie mag es ungemein, das es in Wuppertal unverstelt zugeht, nicht so pflichtgemäß cool. »Niemand ist hier darauf aus, unbedingt entdeckt zu werden.«

größer jedenfalls, als viele meinen. Was für Energien sich da entwickelt haben in jüngerer Zeit. Und welche Energien es immer schon gab! Das weltweite Tanztheater der Pina Bausch. Oder das von Heydt-Museum mit seiner absolut grandiosen Sammlung (Courbet, van Gogh, Monet, Kandinsky, dazu die westdeutsche Nachkriegsmoderne). Und erst die Free-Jazz-Szene, international gerühmt.

Wuppertal, wenn man das so hört, scheint schon lange dem Philine-Prinzip zu folgen: weiter Kosmos auf engstem Raum, in sich selbst verzupft, zugleich für alles Neue offen, für die scheinbar Unbrauchbaren sowieso. Eine Stadt, die über sich selbst hinausstrebt, Mäzentaesthetik, erstaunlich liberal. »Man sagt ja, dass es hier mehr Religionen, Kulturen, Sektengibt als irgendwo sonst, und alle haben sie hier ihren Raum, alle lassen sich gegenseitig gelten.«

Ja, vielleicht. Vielleicht gehört das ja wirklich zum Wuppertal-Geheimnis: sich selbst als multipolar zu erfahren. Als eine Stadt, die viele Städte ist (erst 1920 offiziell aus Barmen und Elberfeld hervorgegangen), stets aufeinander verweisend und miteinander verbunden, durch den Fluss und die Schwebebahn, die über den Fluss hinweggeht, als sei er allein dafür gemacht: Wasser, Luft, Technik, alles ein. Ein Gefühl der Schwereelosigkeit gibt's oben drin.

Ein untopischer Ort also? Leute wie David J. Becher wollen es wirklich so sehen, gemeinsam mit etlichen Mitstreitern ist er seit Jahren dabei, in Wuppertal den alten Mirker Bahnhof umzubauen,

und dort sollen, das ist seine Mission, Kultur und Kunst von Grund auf kollektiv gedacht werden. Becher ist ein Bühnenmensch, als Kind umjubelt in der Rolle des Oliver Twist. Und auch in der Rolle des »Amateurstadtvicewikis«, wie er das nennt, gefalle er sich durchaus. Viel Zeit, viel Energie haben seine Freunde und er in das Projekt gesteckt, der Name: Utopiastadt. Oft schon hat Becher davon erzählt, so oft, dass es sich jetzt echt fachkongressartig anhört. Das ist viel von Transformationsforschung die Rede, von informellen Lernorten, kreativer Renienz, von einem andauernden Gesellschaftskongress. Und natürlich von all dem, was man heute so hat in größeren Städten: Urban Gardening, Co-Working-Space, Fahrradwerkstatt.

Das Erstaunliche daran: das Selbstzutrauen. Aus dem Nichts heraus, aus einer Tankstellen- und Bahnhofswüste etwas aufzubauen, das heute Hunderte Menschen anzieht. Ausflügler, Kaffeehörer, Filmemacher, weil sich hier etwas abspielt, von dem niemand genau weiß, was irgendwann daraus werden wird. Und niemand es unbedingt wissen will, weil es darum auch nicht wirklich geht. Viel wichtiger ist ja das Loslegen und Losmachen. So wie sich gerade in Wuppertal viel neugieriger das Open-Air-Museum gegründet hat, für das überall in der Stadt riesige Wandbilder entstehen sollen. Eben noch war es die Idee eines kleinen Vereins, jetzt soll daraus eine internationale Street-Art-Ausstellung werden.

»Was mir total wichtig ist«, sagt Becher noch, »dass wir hier kein exotisierendes Hippiekonzept verfolgen.« Klar, sie hoffen auf postkapitalistische Strukturen, doch ebenso klar ist es, dass sie sich mit Investoren zusammantun, wenn das sinnvoll erscheint, und sie zum Beispiel vom Aurleritz-Konzern einige Zehntausend Quadratmeter Bahnhofsgebäude erwerben wollen, um dort eine Olympiade für nachhaltiges Bauen und Wohnen abzuhalten, den Nach Deceathlon.

»Gemeinwohlorientierte Nutzung«, sagt Becher, und »Kompetenzthemen«, das ist zähle in dieser Stadt – mit ihrem bekannten Institut für Klima, Umwelt, Energie, das zehn Jahre lang von Uwe Schneidewind geleitet wurde, heute grüner Oberbürgermeister. Auch das gehört offenbar zum Phänomen Wuppertal: Der kulturelle Aufbruch ist zugleich ein ökologischer. Und dafür braucht es eben beides, sagt der Stadtklerik Becher. »Es braucht Diskurs und Books.«

Und die billigen Mieten nicht zu vergessen. Und die vielen leeren Hallen. Dazu eine Kunstwelt, die gerade dabei ist, sich von der ewigen Fixierung auf die Metropolen loszusagen. Weg vom Eurozentrismus, heißt die Devise. Weg vom Paris-, London-, Berlin-Hype. Die Zukunft liegt in Abozia, laute der neue Megatrend. In Wuppertal hat diese Zukunft lange schon begonnen.